

Zur Frage der Bezeichnung

Autor(en): **Hiller, Kurt**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **14 (1946)**

Heft 8

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-568781>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zur Frage der Bezeichnung

Von Kurt Hiller (London)

Gemeinplätze sind nicht immer dumm. Aber der dümmste ist: „der Name“ täte „nichts zur Sache“. Er tut enorm viel zur Sache! Einer guten Sache kann durch einen passenden Namen, durch das „richtige Etikett“ für sie, außerordentlich gedient werden; vor allem kann ihr durch eine ungeschickte oder häßliche oder irreführende Etikettierung gewaltig geschadet werden. Leider wird auch einer üblen Sache durch hochstaplerische Bezeichnung oft genützt.

Welchen Namen sollen sich Die geben, deren spezifisches Empfinden und deren legislatives und soziales Interesse seinen künstlerischen und denkerischen Ausdruck in diesen Blättern findet? Die Frage ist so wichtig wie alt. Gelöst ist sie nicht, zumindest im deutschen Sprachbereich nicht. Die landläufige und häufigste Bezeichnung „homosexuell“ ist die abscheulichste. Denn sie ist ein Sprachzwitter: halb griechisch, halb lateinisch. Da „homo“ aber außer seiner hier gemeinten griechischen Bedeutung („gleich“) auch noch die lateinische („Mensch“) hat, so entsteht der blödeste Wirrwarr; zu schweigen davon, daß „sexuell“ seit langem in unsrer Sprache einzig das Grobe, mehr Animalische bezeichnet, nicht zugleich auch das Feinere, Menschlichere, wofür sie die Griechenwörter „Eros“, „erotisch“ hat. „Homosexuell“, „Homosexuelle“, „Homosexualität“ sind so schauerliche Wortgetüme, daß wir uns entschließen sollten, sie endlich in die Wolfsschlucht zu schmettern.

„Homoerotisch“, Homoerotiker“, „Homoerotik“ sind besser, weil rein griechisch. Gut sind sie nicht. Weil eben sie wieder das Grobe, das Geschlechtliche auszuschalten scheinen könnten. Der Feigheit und Verlogenheit gewisser Mystiker sollte nicht Vorschub geleistet werden! Das Animalische hat zwar keine besondere Würde, aber sein volles Recht. Uebrigens stört an dem Ausdruck „Homoerotiker“, daß der unbefangene Hörer denken könnte, Menschen dieser Art seien zunächstmal Erotiker, erst in zweiter Linie Logiker oder Berufsmenschen oder Parteimenschen oder Gläubige (und sofort). Dem, bekanntlich, ist nicht so. Es gibt hüben wie drüben Individuen, die vor allem andern Erotiker sind, und drüben wie hüben Individuen, die dies keineswegs vorwiegend sind. Der Ausdruck nährt das Vorurteil, daß gerade der gleichgeschlechtlich Liebende „erotischer“ sei als der geschlechtlich majoritäre Typ. Bekanntlich Unsinn.

Ein umso gefährlicherer Unsinn, als Viele den Unterschied, den ich anführte: zwischen Erotik und Sexualität, plump genug sind gar nicht zu machen. „Herr X. Y. ist ein Homoerotiker“ bedeutet für das durchschnittliche hetero-erotische Ohr: ... nun, ich will lieber gar nicht zu formulieren versuchen, was es bedeutet; jedenfalls nichts Schmeichelhaftes.

„Homoerot“ bevorzugen manche; das erinnert an Erogen, Putten, Engeln; geht nicht; der Andere grinst.

Soll man „die Gleichgeschlechtlichen“ sagen? Schön ist anders. Darin sind sich gewiß alle Beteiligten einig. Auch stimmt das Wort sprachlogisch nicht ganz. Sprachlogisch bedeutet es ja imgrunde: Die von gleichem Geschlecht, — also Nonsens. Die Hingezogenheit, Gefesseltheit durch Geschöpfe eignen Geschlechts gewinnt in der Bezeichnung keinen Ausdruck. Auch „Gleichgeschlechtlichkeit“ klingt schlecht und ist unklar.

„Homogen“, wie Edward Carpenter vorschlug, mag im Englischen möglich sein — im Deutschen kommt es überhaupt nicht in Frage: weil das Wort vergeben ist, für „durchweg artgleich oder herkunftsgleich“. Ein Kabinett ist homogen zusammengesetzt, falls es aus lauter Reaktionären besteht; sind auch Fortschrittler darunter, so ist es ein heterogenes Ministerium. Etwas anderes kann „homogen“ im Deutschen nicht heißen.

Der Europäer, der als Erster (meines Wissens!) bekenntnismutig und forderungsklar über diese Menschengattung schrieb — Ruhm für die Schweiz! ein Schweizer: Heinrich Hössli in Glarus — nannte seine Schrift: „Eros, über die Männerliebe“. Der erste Band, beiläufig, erschien 1836 zu Glarus, der zweite 1838 zu St. Gallen, bei C. P. Scheitlin. Ich verehere Hössli viel zu sehr, den Charakter, um dem Stilisten einen Vorwurf zu machen. Aber „Männerliebe“ geht nicht. Ein sehr berühmter Dichter jener Zeit gab seiner Versammlung den Titel „Frauenlieb' und -leben“; und dieser Titel ist unter anderm deshalb so kitschig, ja gehört ins Museum der Gegenbeispiele, weil man nicht weiß: ist Liebe der Frauen oder Liebe zu Frauen gemeint. Da diese romantisch-schludrige Art von Ausdrucksweise damals Mode war, würde es umso ungerechter sein, just Hössli einen Stil-Vorwurf zu machen, welcher schließlich nicht Sprachkünstler, sondern Kämpfer war. Aber „Männerliebe“ geht nicht. Man weiß nicht, ob Liebe von Männern gemeint sei oder Liebe zu Männern; und wenn Liebe zu Männern, dann ist diese ja doch wohl regelmäßig Frauensache. Daß das Andre gemeint ist, geht aus der Vokabel nicht hervor.

Der Zweite und Größere, der wissenschaftlich und kampftüchtig über das Thema schrieb, der hannöversche Ex-Assessor Karl Heinrich Ulrichs (1826—95), schlug schon in seiner ersten Schrift („Vindex“, 1864) die Bezeichnungen „Urning“ und (für die Lesbierin) „Urnin“ oder „Urninde“, für den frauenliebenden Mann „Dioning“, die analoge Frau „Dionin“ vor, für den Bisexuellen oder nicht zu glücklich von Hirschfeld so genannten „psychosexuellen Hermaphroditen“ den Ausdruck „Uranodioning“. Er sprach von „urnischer Liebe“, sogar von „Uranismus“ — was im Grunde „Himmels-Tendenz“ heißt, um nicht zu sagen „Himmels-Richtung“!

Die dankbare Verehrung, die gerade Ulrichs verdient, darf uns nicht unkritisch machen. Seine Ausdrücke sind durch-und-durch unmöglich. Sie erinnern teils an Urania (Sternwarte, Volkshochschule), teils an Uranpechblende, teils an Urologie, teils an Uri und sein Adjektiv; bei „Urning“ insonderheit denkt man an ganz Krankhaftes und ganz Weichliches. Der ultrafeminine Typus mag durch die Bezeichnung assoziationsmäßig gedeckt sein; den mittleren, gar den virilen kompromittiert sie. Sie war gut gemeint; sie wurde ... lächerlich. Hinzukommt, daß sie auf einem philologischen oder philosophiegeschichtlichen Irrtum beruht. Ulrichs selber erklärt seine Ausdrücke aus Platons SYMPOSITION, und zwar leitet er sie („Vindex“, zweite Auflage, Seite 22) aus der mythologischen Stelle in der unsterblichen Rede des Pausanias ab, wo zwischen der Himmlischen und der Irdischen Aphrodite unterschieden wird: die erste die Tochter des Uranos (mutterlos), die zweite die Tochter des Zeus und der Dione... einer Dame, von der die Welt sonst nicht viel gehört hat. Ulrichs irrt, wenn er glaubt, Pausanias oder Platon habe unter dem Eros Uranios die mann-männliche Liebe verstanden, unter dem der dionischen Aphrodite zugeordneten Eros die mannweibliche Liebe. Sondern es geht ihm um den Unterschied zwischen, modern gesprochen,

Eros und Sexus; zwischen höherer, beseelter, ja begeisteter Liebe und bloß animalischer. Hieran ist kein Zweifel erlaubt. Diese (einzig mögliche) Auslegung der berühmten Stelle wird durch den Umstand nicht widerlegt, daß Pausanias einmal sich hinreißen läßt, zu behaupten, alle Jünglinge und Männer, die, statt von der niedern, nur-tierischen, von der hohen, himmlischen Liebe beseelt seien, „strebten sehrend zum männlichen, zum eigenen Geschlechte hin“. Selbst wenn er recht hätte und es Dante's Liebe zu Beatrice oder Goethe's Liebe zu Charlotte von Stein nicht gäbe (und auch im griechischen Altertum gab es natürlich „himmlische“ Liebe von Mann zu Frau) — selbst dann bliebe bestehen, daß der Eros Uranios die höhere, himmlische, beseelte, große Liebe (egal zu wem) bedeutet und nicht, seinem Begriffe, seinem Platonischen Begriffe nach, mann-männliche Liebe. Pausanias selbst, in seiner Rede dort, weist später darauf hin, daß auch die Liebe des Mannes zum Jüngling „dionisch“, das heißt: exklusiv niedrig-animalisch, sein kann, und verurteilt das. Lassen wir dahingestellt, ob mit Recht; strikt bewiesen ist durch diesen Passus der Verwerfung: Ulrichs' Irrtum.

Seine Terminologie ist undiskutabel.

In einer spätern Schrift („Inclusa“) spricht er, wohl zum erstenmale, vom „dritten Geschlecht“. Hirschfeld hat den Ausdruck, wenn auch wohl nur vorübergehend, adoptiert. Einfach katastrophal! Jeder Unbefangene muß sofort an Monstrositäten, an Panoptikum denken, an die Jahrmarktsbude mit „Dame ohne Unterleib“. Hirschfeld hat später von „intersexuellen Varianten“, von „Geschlechtsübergängen“ gesprochen und damit nicht nur Körperlich-Hermaphroditisches gemeint, sondern auch seelische Abarten. Ich habe Meister Magnus nie ein Hehl daraus gemacht, daß ich diese Ausdrücke, gar „Zwischenstufen“, für unzutreffend und unglücklich halte; jene Liebe, die ein Sokrates geliebt hat, ein Michelangelo, ein Shakespeare und andre Kraftgestalten der Geistesgeschichte, bis hin zu Stefan George und André Gide, hat nichts Zwischiges. Es gibt wohl Zwischenstufen und Geschlechtsübergänge; nur deckt dieser Begriff nicht das Phänomen, das in Frage steht; zumindest nicht die Fülle der fraglichen Typiken. Mag immerhin selbst hier von „Geschlechtsübergängen“ die Rede sein dürfen —: von einem „dritten Geschlecht“ unter allen Umständen nicht!

Ulrichs spricht auch schon von „mann-männlicher Liebe“. Das geht; ob-schon das Substantiv fehlt, zur Bezeichnung Derer, die diese Liebe lieben.

Hans Blüher (geboren 1887) schlug „Inversion“ und „Invertierte“ vor. Ich konnte mich mit dem Ausdruck nie befreunden. Ich mußte bei „Inversion“ stets an „Perversion“ (ein Haßwort der Rückwärtser) denken, und bei „Invertierte“ an ... Vertierte. Haarmann und andre Lustmörder, auch etliche Nazis, waren beides; Grund genug, eine Vokabel zu vermeiden, die im gegnerischen Lager die Neigung fördert, zwei Begriffe zu identifizieren, die streng zu desidentifizieren sind, so sehr in der Empirie beides gelegentlich zusammenfällt.

„Lieblingsminne“ — ich glaube, diese Terminologie brauchen wir nicht zu erörtern. „Kameradenliebe“ — das ist ein schönes, ein würdiges Wort, aber es deckt nur einen Teil der Erscheinungen, nicht ihre Gesamtheit. Denn Der, der geliebt wird, muß nicht unbedingt Kamerad sein; andererseits kann ein Sokratiker höchst positive Beziehungen zu seinem Kameraden haben, ohne ihn doch zu lieben, im sokratischen, im erotischen Sinne. Wie soll

übrigens hier der Liebende bezeichnet werden, der sozial-biologische, der anthropologische, psychologische Typus selber, der Mensch? „Kamerad“? Unmöglich! Das Wort ist für einen andern Sinn vergeben.

„Päderast“, „Päderastie“: ausgeschlossen! Die griechische Urbedeutung ist längst vergessen; alle Welt deutet das Wort als Bezeichnung für Pedikation (coitus per anum). Und wo nicht, dort einseitig als Knabenliebe, so sehr „pais“ im alten Griechisch neben „Knabe“ auch „Jüngling“ und „junger Mann“ bedeutet hat — junger Mann bis ziemlich tief in die Zwanziger hinein, akkurat so wie im Englischen „boy“. (Beide Wörter entsprossen sichtlich der gleichen arischen Wurzel.) Der Hinweis erwies sich als vergeblich, unter „Päderast“ versteht die Welt bestenfalls den Knabenschänder.

Empfiehlst du die Bezeichnung „Sokratiker“? Nein. Aus dem einfachen Grunde nicht, weil darunter der Anhänger der Sokratischen Philosophie vermutet werden könnte. Klar: auch frauenliebende Männer sind imstande, Anhänger der Sokratischen Philosophie zu sein.

Man könnte vielleicht, in Anlehnung an die verbreiteten und überall verständlichen Redewendungen „Er ist so“ und „Er ist anders“, sich einigen, schlicht „Die Andern“ zu sagen. „Die Andern“ und „die andre Liebe“. Ich gestehe, dies wäre mir zu schlicht, zu unwissenschaftlich, auch hätte „Die Andern“ etwas Zwinkerndes. Es besteht kein Grund, der Welt durch einen Sprachgebrauch zu erleichtern, aus der verfolgerischen Haltung gegenüber Enthusiasten des Jünglings zur satirischen überzugehen.

Der Leser wird ungeduldig. Er wünscht, nach soviel Kritik, endlich meinen positiven Vorschlag zu vernehmen. Hier ist er.

Ich übersetze den Wesenskern der Sache: Hingewandtheit der Seele zum Manne (statt zum Weibe), in geläufig-modernes Wissenschaftsgriechisch und sage: **der androtrope Mann, der Androtrop, Androtropie, Androtropismus** der Männer. Zur Bezeichnung der Lesbierinnen: **das gynäkotrope Weib, die Gynäkotropin, Gynäkotropismus** der Frauen.

„Gynäko-“ ist, von der „Gynäkologie“ her, nicht Aerzten nur, nein, jedem Gebildeten geläufig. „Andro-“ (von „anér“ = Mann) ist weniger bekannt; man wird sich halt daran gewöhnen. Es gibt schwierigere Fachausdrücke, die sich eingebürgert haben. Was „-tropismus“ anlangt, so sprechen Pflanzenphysiologie und Biologie längst von Heliotropismus, von Chemotropismus; unter „Hydrotropismus der Bäume“ versteht man, beispielsweise, die seltsame Neigung von Bäumen an Flußufern und Seegestaden, statt geradauf dem Wasser zuzuwachsen. „Androtropismus“ ist völlig analog gebildet. Der Ausdruck hat überdies den Vorteil, sowohl auf die Neigung wie auf die Person anwendbar zu sein. Er kann adjektivisch gebraucht und er kann substantiviert werden. („Mannmännliche Liebe“, der Sache nach korrekt, bietet diesen Vorteil nicht.) Der Einwand, solche Ausdrucksweise sei zu gebildet, zu unvolkstümlich, verfängt nicht. Das wäre falsche Demokratie. Uebrigens ist „Demokratie“ um keinen Grad weniger griechisch als „androtrop“. Auch „Telephon“, „Telegraphie“, „Auto“ sind um keinen Grad weniger griechisch; als man die Dinge vor einigen Generationen erfand, müssen ihre Bezeichnungen dem Spießler zuerst recht fremdartig vorgekommen sein. Sie bürgerten sich aber rasch ein. Philistergewitzel über ungewöhnliche Ausdrücke, die sachlich in Ordnung sind, sollte uns nicht beeindrucken. Sprachpurismus noch weniger. Wissenschaft ist international; der androtrope Typus ist es auch. Schon Schopenhauer (Die Welt als Wille und Vor-

stellung, zweiter Teil, viertes Buch, Anhang zu Kapitel 44) wußte: „...allezeit und überall, in allen Ländern und unter allen Ständen“. Ein die Sache deckendes Fremdwort ist hier also weit geeigneter als ein deutsches.

Der einzige Einwand, der ein gewisses Gewicht hätte, wäre der, daß „Anér“ „Mann“ heißt und die jungen Jahrgänge nicht umfaßt. Dem würde entgegenzuhalten sein: Der Begriff bezeichnet zunächst das Geschlecht und nicht die Altersschicht; selbst ein Säugling ist ... männlich (oder weiblich). Kurzum, „androtrop“ und „Androtropismus“ sind hieb- und stichfest. Die Ausdrücke stimmen; zugleich haftet ihnen assoziativ weder Verwerfendes oder Verspottendes noch auch Verherrlichendes an. Sie sind frei von Süßlichkeit und frei von Pathos. Sie sind sachlich, ruhig, affekt-unbesetzt. Der Androtrope selbst kann sie ohne ein peinliches Gefühl, das mitschwänge, anwenden; der Gynäkotrope, erotisch Majoritäre ebenfalls. In seinem Munde haben sie für den Androtropen nichts auch nur von ferne Verletzendes. Die Wörter stimmen und tun niemandem weh; was kann man mehr von einer Terminologie verlangen?

ACHMET FOUAD

Von Albert H. Rausch

(Schluß)

Achmet trat auf die Schwelle.

Wir nahmen das Frühstück im Garten des Brunnenhofes. Zitronenfalter flogen über den offenen Blumen, mit jedem Flügelschlag fiel eine Schuppe matten Goldes in das tiefe Blau der Lüfte. Tausend kleine, weiße Flecken tüpfelten den Boden unter den Büschen, Bäche von elfenbeinernen Blüten stürzten aus dem harten Laub der Jasminsträucher. Ich sah zum ersten Mal diesen Garten. Halbträumend trank ich den leichten Tee, wie einer, dem keine Zeit mehr gesetzt ist. Draußen war ja keine Karawane mehr zur Abreise bereit, es warteten keine Kamele, die schon gestattet standen und unruhig die geduldigen Köpfe drehten, keine Beduinen, die kaum die roten Lippen über dem schwarzen Barte zu einem Wort öffneten. Es wartete auch kein Schiff im Hafen... Der Tag war frei... zeitlos frei...

Aber morgen Abend lag das Schiff an der schwarzen Mole, und eine Stunde nach Sonnenuntergang trug es mich hinaus durch den Kanal des Bahira-Sees in das offene, mächtige Meer.

Da schärften sich die verträumten Sinne... Deutliche Bilder wuchsen im goldenen Flimmern des Morgenlichtes herauf und blieben stehen: klare Symbole, die den hellen Sinn des Lebens verkünden...

„Wo sind Sie?“ fragte Achmet.

Ich sah ihn fast erschrocken an....

„In Griechenland.“

Er bewegte langsam, fast traurig den Kopf:

„Mir ist die griechische Seele fremd. Auch ihre Gleichnisse sind mir fremd. Ich habe oft versucht, zu verstehen, ich habe mich ab-